

Einleitung der Herausgeber

Die Geschichte der abendländischen Wissenschaften zeugt von einem dramatischen Anwachsen der Menge des überlieferten Wissens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Einheitlichkeit, Vollständigkeit und Ordnung des Wissens erweisen sich im Zusammenhang mit diesem Wachstum als die zentrale Aufgabe. Ihre Bewältigung setzt die Möglichkeit voraus, das alte und neue Wissen nach den Gesichtspunkten der Topik zu organisieren und in Form von Topoi-Sammlungen verfügbar zu halten. Gleichermaßen Chance und Problem von katalogisierten Mustern zur Verwaltung des Wissens sind ihre vielfältigen, mitunter gegensätzlichen Anwendungsmöglichkeiten, die zudem die Grenzen einzelner Disziplinen sprengen: diese interne Logik befähigt sie einerseits zur Bewältigung neuer Phänomene und macht andererseits eine kontinuierliche *inventio*, ein laufendes Differenzieren und Umarbeiten der Topoi und ihrer spezifischen Organisation nötig. Der topische Prozess der Generierung von Wissen lässt sich unter folgenden Aspekten beschreiben: Tradiertes Wissen wird aufgebrochen, die fragmentierten, aus ihrem überlieferten Kontext herausgelösten Wissensmuster oder Topoi werden neu geordnet und generieren neues Wissen, in das auch gänzlich neu auftretende Erkenntnisse und Einsichten integriert werden können. Das neue Wissen wird von einzelnen Personen, Gruppen oder Institutionen als ›wahr‹ autorisiert, angewandt, tradiert und schließlich historisiert, bevor es einem weiteren Wandlungsprozess unterliegt.

Diese Thesen waren Ausgangspunkt der Arbeit innerhalb der seit September 2005 an der Freien Universität Berlin bestehenden Forschergruppe »Topik und Tradition«. Der vorliegende Sammelband enthält die Beiträge der gleichnamigen Auftakttagung *Muster im Wandel. Zur Dynamik topischer Wissensordnungen in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, die vom 30. November bis 2. Dezember 2006 stattfand, ergänzt um weitere Beiträge.

Während die Tragfähigkeit der Leitbegriffe im 2007 erschienenen Band *Topik und Tradition. Prozesse der Neuordnung von Wissensüberlieferungen des 13. bis 17. Jahrhunderts* (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 1) in Fallstudien exemplarisch vorgeführt wurde, versammelt der vorliegende Band Beiträge von außerhalb der Forschergruppe stehenden Autorinnen und Autoren, die diese Begriffe in ihrem aufgezeigten Rahmen reflektieren und anhand von Beispielen aus ihrem Fachgebiet mit Leben füllen. Nebenbei soll auf diese Weise der Gefahr einer ›operationalen Schließung‹ begegnet werden.

Der Band gliedert sich in vier Bereiche, in denen Muster des Wandels von Wissensstrukturen aus jeweils unterschiedlicher Perspektive beleuchtet werden. Zunächst aber umreißt WILHELM SCHMIDT-BIGGEMANN diejenigen allgemeinen

Muster des Wissens, die seine Verlässlichkeit ausmachen. Zum einen ist da die Umarbeitung von Geschichten in Schemata. In ihnen werden die vergangenen Erfahrungen gebündelt und wissenschaftsfähig gemacht, dadurch das Wissen als Wissenschaft stabilisiert. Die daraus gewonnene Terminologie wird in topischen Sammlungen verfügbar gehalten und bestimmt wesentlich den Gegenstandsbe- reich der Wissenschaft und ihren Erwartungshorizont (als Horizont der Intentional- ität). Zum anderen ist es präzise die Stabilität historisch gewonnener Erwart- ungsstrukturen, die ihrerseits das Wissen verlässlich macht; es handelt sich um Muster, die sich wandeln, aber in ihrem Wandel als sie selbst erkennbar bleiben.

Die Autoren des ersten Teils, *Wandel topischer Muster frühneuzeitlicher Rhetorik*, behandeln die Rolle der dialektischen Topik innerhalb der juristischen Curricula in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Dabei wird das Augenmerk auf die diese Top- iken ablösenden Übergänge gelegt. JAN SCHRÖDER legt dar, welche Bedeutung der dialektischen Topik für die Jurisprudenz als Argumentationslehre gerade im Hinblick auf die Beweisführung vor Gericht zukam. Ihren Höhepunkt erlebte diese logische Topik, deren Ordnungsmuster vor allem bei lückenhafter Geset- zeslage Erfolg versprachen, im 16. Jahrhundert. Es werden die Leistungen der juristischen Topik als einer Theorie der Beweisführung deutlich, die auf allgemei- ne Topoi der rhetorischen Inventio zurückgreift und zugleich mit wahrscheinli- chen Schlüssen und Maximen auskommen muss; letztlich umfasste die juristische Argumentationstheorie im Rahmen dialektischer Topik die Gesamtheit des Wis- sens. Im Zusammenhang der juristischen Interpretationstheorie werden Topoi- Kataloge genutzt, die das Wissen ordnen und disponibel halten. Die dialektische Topik als Findemethode in der Rechtslehre der Frühen Neuzeit scheitert aber letztlich an diesem Selbstanspruch einer Ordnungsleistung gegenüber eines stetig anwachsenden Wissensbestands und wird schließlich von einer inhaltsorientierten Methodik ›aus der Sache selbst‹ abgelöst.

HELMUT G. WALTHER nimmt in seinem Beitrag den Ausgang bei der Feststel- lung, dass die Auseinandersetzungen zwischen den Lehrern und den studentischen *nationes* an den italienischen Rechtsschulen des Mittelalters nicht die Studienin- halte betrafen, sondern die Organisation der Lehre. Um trotz des Festhaltens an der überkommenen Glossierungsmethode im Unterricht den jeweiligen Stand der Fachdiskussion miteinbeziehen zu können, bedurfte es einer spezifischen, von den Legisten aus Boethius entnommenen Topik, die aber nichts gemein hatte mit der an Aristoteles orientierten Topik der Pariser Magister. Ein seltener Rekurs auf Aristoteles – in Gestalt einer Rezeption des *De regimine principum* von Aegidius Romanus – findet sich bei Bartolus von Sassoferato, der so den Fragen nach Legitimität und Legalität der zu seiner Zeit allenthalben erhobenen Souveränitäts- ansprüche sowie nach der Amtsgewalt im Inneren einer *respublica* begegnen möchte. Weshalb sich topische Wissensordnungen in dieser Zeit auch in der Juris- prudenz veränderten, lässt sich schließlich am sogenannten »Oberrheinischen Re- volutionär« sehen, der auch, obgleich ein Außenseiter der akademischen Wissen-

schaft, dem Verlangen der Zeit Ausdruck verleiht, den enormen Wissenszuwachs zu ordnen und vor allem praktisch anwendbar zu halten.

Im Zentrum des zweiten Teils, *Wandel argumentativer Muster in Text-Bild-Verbindungen*, steht die Frage nach dem Zusammenspiel und den Kriterien für die Veränderung von Text-Bild-Kombinationen zugrunde liegenden Topoi aus poetologischer, emblematischer und bildrhetorischer Perspektive. Zunächst führt BERNHARD F. SCHOLZ anhand von Scaligers Poetik in eine Topik ein, die als solche abhängig ist von der Dialektik – verstanden als eine den Einzelwissenschaften vorausliegende und sie innerlich ordnende, wenn auch nicht ihre Ergebnisse diktierende Reflexion –, welche ihrerseits wieder die Metaphysik der aristotelischen Tradition voraussetzt. Diese Verhältnisse werden veranschaulicht am Beispiel des Figurengedichtes und den für die Gewinnung einer Definition desselben entscheidenden *loci* ›Form‹ und ›Materie‹. Die Übertragungsmöglichkeit der hylemorphistischen Begrifflichkeit auf die Dichtung ergibt sich dabei nicht aus einer sinnlichen Wahrnehmung von Ähnlichkeiten zwischen einer Statue und einem dichterischen Werk, sondern aus dem beiden Fällen gemeinsamen Prinzip, dass ein Unbestimmtes (Materie) und ein dieses Bestimmendes (Form) zusammenwirken und so den Gegenstand – Statue bzw. Gedicht – entstehen lassen. Von hier aus kann Scaliger schließlich das gesamte Schema der vier Ursachen auf die Dichtung anwenden. Diese Übernahme der aristotelischen Ätiologie samt der ihr zugrunde liegenden Erkenntnistheorie bezahlt Scaliger damit, dass seine Analyse nur auf die *Gattung* des Figurengedichtes zielt, nicht auf ein einzelnes, konkret vorliegendes Figurengedicht.

SABINE LÜTKEMEYER betrachtet den Zusammenhang von Text und Bild der in der Frühen Neuzeit besonders produktiven Gattung der Emblematik. Sie geht aus von den Bildcodes zweier auf die Visualisierung von Ovids Metamorphosen zurückgehender Topoi, die auf die Geschichten der Medea und des Cygnus Bezug nehmen und im Laufe ihrer Rezeption mit der Geschichte von Ceyx und Halcyone konvergieren. Dieser Kontextwechsel bedingt dabei eine Veränderung innerhalb des topischen Bestandes der *res pictae*, ohne jedoch die entsprechenden Markierungen der Tradition zu löschen.

Im Schnittpunkt von Rhetorik, Bildwissenschaft und Kunstwissenschaft bewegen sich JOACHIM KNAPES kritische Überlegungen zur Tragfähigkeit des Warburgschen Mnemosyne-Konzepts vor der Folie der Interpretierbarkeit antiker Topoi in Pathosformeln. Er prüft, inwieweit sich dieses Programm zeichentheoretisch erklären lässt und wirft dabei die Frage auf, ob es »überhaupt einen noch heute verwertbaren systematischen Beitrag zur Theorie der ›Bildrhetorik‹ zu leisten vermag«. Es geht darum, ob es konventionelle, sprachanaloge Bildelemente gibt, die man bei der Produktion von Bildern kalkuliert und strategisch reflektiert einsetzen kann. Dies würde einen Bildzeichencode voraussetzen, der aus solchen Elementen besteht, die bei Adressaten strategisch Affekte zu induzieren oder aus-

zudrücken in der Lage ist. Dabei spannt er den Bogen von der Frühen Neuzeit bis zur gegenwärtigen Diskussion um eine belastbare Bildrhetorik.

Im dritten Teil, *Visuelle Muster im Wandel*, greift zunächst MICHAEL THIMANN noch einmal die Ovidische Episode von Ceyx und Halcyone auf, um verschiedene Weisen von Bedeutungsproduktion im Bild zu diskutieren. An einem Historienbild des frühen 19. Jahrhunderts lässt sich die Veranschaulichung komplexer Wissensbestände durch eine visuelle Topik vorführen: Trotz der Reduzierung des Mythos auf eine einzelne, dem Geschmack der Zeit entsprechende Szene werden weiterhin die überlieferten Wissensbestände mitverwaltet. In Agucchis Imprese für Carraccis *Erminia bei den Hirten* wird der Eisvogel zu einer ›*similitudine*‹ für Kontemplation inmitten eines äußerlich stürmischen Lebens; der Vergleichspunkt liegt in einem Abstraktum, der »Ruhe im Sturm«. Die Übertragung des Ruhemotivs auf das Bildmotiv folgt der Dichtungsallegorese von Torquato Tasso, wobei das ganze Bild als Wissensträger konzipiert ist. Schließlich wendet sich der Blick auf die Aneignung desselben Stoffes bei Harsdörffer, der sich die Bedeutungsproduktion als eine allegorische vorstellt. Auf kunsthistorischer Seite entspricht ihm am ehesten Joachim von Sandrart, für den die *Metamorphosen* zugleich die gesamte *sapientia veterum* enthalten.

ULRICH PFISTERER zeigt an Annibale Carraccis *Almosenvergabe des Hl. Rochus*, inwiefern man in dessen früher Malweise der radikalen Naturnachahmung unter Absehung von jeder künstlerischen Tradition eine Voraussetzung zu sehen hat für seine spätere idealisierende und monumentale Darstellung der Natur. In dieser spielt die Tradition doch wieder eine wichtige, wenngleich innovative Rolle, indem sie gleichsam Versatzstücke bereitstellt, die als Formelemente in der Neukonfiguration zu entscheidenden Bedeutungsträgern werden, ein Verfahren, das sich als für die Topik charakteristische »Methode der Präsentation durch Intensivierung der Proportion« verstehen ließe. Neu ist dabei, dass für Carracci die Tradition nicht mehr wie selbstverständlich der Ort für Bildfindungen ist. Vielmehr wird auf sie erst in einem zweiten Schritt zurückgegriffen, um durch ›visuelle Topoi‹ komplexe Darstellungsmöglichkeiten und »Sinn-Aufladungen« zu gewinnen. Gerade der durch seine frühe Malweise bedingte freie Umgang mit der überkommenen Bildsprache ermöglicht es ihm, für die einzelnen Elemente seiner Gemälde das jeweils Passendste aus dem Überlieferten aufzugreifen; genau dafür wurde Carracci in der Kunstliteratur des 17. Jahrhunderts geschätzt wie auch neuerdings wieder.

Im vierten und letzten Teil, *Wandel ideengeschichtlicher Muster im Mittelalter*, werden zwei innovative Prozesse von Wissensstrukturierung im Mittelalter untersucht. KATHRIN MÜLLER beschreibt die Wandlung der bildlichen Darstellung zweier überlieferter Diagramme. Das erste ist das kanonische Diagramm der Weltseele in Chalcidius' *Timaios*-Kommentar. Da die platonische Weltseele Sprache, Denken und dadurch Erkenntnis in die rationale Ordnung der Welt allererst

ermöglicht, ergibt sich eine vollkommene gegenseitige Zuordnung zwischen Text und Diagramm. Umgekehrt verdeutlichen die Diagramme zu Sacroboscus *De spera* durch ihre figurativen und geographisch konkreten Elemente, dass Wissen über die Welt durch den Blick auf sie selbst zu gewinnen ist, während man auf der Buchseite dieses Wissen zwar zusammenstellen und festhalten, nicht aber die Außenwelt mittels der Sprache ergründen kann. Zweierlei stellen die Diagramme somit vor Augen: sowohl ein bestimmtes inhaltliches Wissen als auch die Weise der Erkenntnis. Während im einen Fall das Diagramm anregt, von der körperlichen Außenwelt völlig abzusehen und die im Buch niedergelegte Sprache selbst als das Erkenntnismittel zu betrachten, soll im zweiten Fall zur Einsicht verholfen werden, dass wir Wissen durch das Untersuchen der sinnenfälligen Dinge erwerben, wobei das Buch allenfalls ein Instrument unter vielen ist.

Im letzten Beitrag des Bandes geht schließlich EDIT ANNA LUKACS der Geschichte der Bezeichnung Gottes als Kugel nach: »*Deus est sphaera, cuius centrum ubique, circumferentia nusquam.*« In zwei voneinander unabhängigen volkssprachigen Bearbeitungen des *Speculum maius* des Vinzenz von Beauvais finden sich signifikante Umgestaltungen dieser Metapher. Jean de Vignay hat die ursprüngliche Formel gekannt, verändert aber – angeregt durch die zeitgenössischen Diskussionen um Gottes Unendlichkeit – ihr zweites Glied so, dass das Ergebnis geometrisch nicht mehr vorstellbar ist. Im anonymen *Abrégé lorrain* fallen dann ganze Teile der ursprünglichen Gotteslehre des Vinzenz aus, darunter alle Beschreibungen, die sich negativer, metaphorischer und geometrischer Ausdrücke bedienen. Die *theologia negativa* weicht dem Bild des Allmächtigen und Allwissenden. Das Lehrstück *De Deo Uno* ist kein Scharnier mehr zwischen Metaphysik und spekulativer Trinitätstheologie; die Kugelmetapher verschwindet völlig.

Die Herausgeber danken Frank J. Noll für seine beharrliche und zuverlässige Arbeit an dem Manuskript, das ohne ihn sicherlich nicht so zur Druckreife gelangt wäre.

Wolfgang Dickhut, Stefan Manns, Norbert Winkler